

Typhusfieber im Konzentrationslager Auschwitz. Wenn Ärzte Patienten sind

Von Dr. med. Lucie Adelsberger

Es ist bedeutsam, dass ich meine Erfahrung mit Typhus im Konzentrationslager Auschwitz unter so abnormalen und höllischen Bedingungen durchlebte, wie sie beispiellos sind. Es ist völlig unmöglich, das Bild dieses Milieus mit Worten wiederzugeben, aber um eine grobe Vorstellung von der physischen Umgebung zu geben: Am 21. Mai 1943 wurde ich zusammen mit zwei anderen inhaftierten Ärztinnen in das „Zigeunerlager“ geschickt, da dort eine Typhusepidemie herrschte. Wir befanden uns in einem kleinen Block, 15 Meter lang und 9 Meter breit, in dem fast tausend Häftlinge zusammengepfercht waren; Wasser war eine kostbare Seltenheit, alles wimmelte vor Läusen, und die hygienischen Zustände waren katastrophal.

Ich wusste, dass kranke oder schwache jüdische Häftlinge, insbesondere solche mit Infektionskrankheiten, in der Regel getötet wurden und dass Ärzte davon nicht ausgenommen waren. Es gab eine seltsame Inkonsistenz in der Haltung der Nazis. Sogar in der Nähe der Gaskammern waren Worte über den Tod durch Gas tabu. Wenn Holz für das Verbrennen von Leichen herbeigeschafft wurde, war es in einem unzureichenden Zaun eingeschlossen. Auch Häftlinge, die dem Tod geweiht waren und an Durchfall litten, bekamen manchmal Weißbrot, das die deutsche Zivilbevölkerung damals nicht erhalten konnte. Einmal wurde auch ich mit dem Tod bedroht, als mich ein SS-Arzt aufforderte, die Augeninfektionen einer Gruppe von Zigeunerkindern innerhalb von zwei Wochen zu heilen. Am Ende dieser Frist wurden die Kinder vergast.

Zurück zu meiner eigenen Krankheit: Einzig von anamnestischer Bedeutung ist, dass ich aufgrund einer verpfuschten Appendektomie vor einigen Jahren wiederholte Anfälle von Sepsis mit hohem Fieber und Peritonitis hatte, von denen ich jedoch seit vielen Jahren verschont geblieben war.

Am 21. Mai 1943, als ich mit zwei weiteren Ärztinnen die medizinische Leitung des Zigeunerlagers im Birkenauer Teil des Konzentrationslagers Auschwitz übernahm, fanden wir eine weit verbreitete Typhusepidemie vor. Im sogenannten Krankenrevier, das sich hygienisch kaum vom Rest der Baracken unterschied und ebenso von Läusen befallen war, lagen fünfhundert „isolierte“ Typhuskranke. In den Krankenblöcken für interne Erkrankungen fanden wir viele, bei denen sich innerhalb weniger Stunden oder Tage ebenfalls Typhus herausstellte. Uns drei Ärztinnen wurde ein Platz im Krankenrevier auf schmutzigen Strohsäcken zugewiesen, auf denen kurz zuvor Typhuspatienten gestorben waren. Nach zehn Tagen wurde ich (wahrscheinlich wegen durch Läuse verursachtem Ekzem) in den Typhusblock gebracht, aus dem ich jedoch nach drei Tagen entlassen wurde, da ich keinen Typhus entwickelte.

Etwa am 15. oder 20. Juni 1943 erkrankte ich an Fieber, Kopfschmerzen, Unwohlsein, Bauchschmerzen und Darmproblemen. Diese Symptome verstärkten sich in den folgenden Tagen, und ich fühlte mich so elend und benommen, dass ich kaum den Kopf heben konnte. Der Weg zur Latrine, quer durch den gesamten Block, war eine enorme Anstrengung, und ich schwankte wie eine Betrunkene. Die Diagnose Typhus lag nahe, nicht nur aufgrund der bekannten Ansteckung, sondern auch, weil es ein typisches Syndrom war, insbesondere die Benommenheit, die bei unseren Patienten im Lager ein charakteristisches Symptom darstellte. Dennoch glaubte ich nicht, dass ich Typhus hatte. Alles passte in meine eigene Diagnose „Peritonitis“: die fiebrigen Schüttelfrostanfälle, die Kopfschmerzen, die Rückenschmerzen, die Bauchschmerzen, das Unwohlsein, die Übelkeit und der fehlende Appetit. Ich war fest davon überzeugt, dass ich wieder einen meiner früheren Peritonitis-Anfälle hatte.

Ich hatte große Angst vor dem Typhusblock, in dem ich in einer dunklen Ecke gelegen hatte, umgeben von Kranken und Sterbenden, und unter keinen Umständen wollte ich dorthin zurückkehren. Trotz meines benommenen Zustands war mir klar, wie gefährlich Typhus an sich war und dass im „Infektionsblock“ die Wahrscheinlichkeit eines Todes durch Gas sehr hoch war. Als sich am 23. Juni ein Exanthem entwickelte, hielt ich es für ein Läuseekzem und versuchte ernsthaft, den Arzt davon zu überzeugen, dass meine Diagnose richtig war!

Um den 24. Juni begann eine Phase des doppelten Bewusstseins. Ich sah alles um mich herum im Zigeunerblock, hörte jedes Wort und war überempfindlich gegenüber dem Geschwätz der Zigeuner und dem Lärm im Block. Gleichzeitig war ich, ob mit geschlossenen oder offenen Augen, auch woanders: in einer Fabrik, wo ich alles klar sah. Ich sah die Räder sich drehen, die Kolben zischen und hörte das schreckliche Dröhnen so deutlich, dass ich jedes Detail noch in Erinnerung habe. Oder ich ging, ebenfalls bei vollem Bewusstsein für die Geschehnisse im Zigeunerblock, im Engadin spazieren, hoch oben im Maloja, zum Grab von Segantini; und von dort hinauf in die Höhe und folgte den Windungen des Weges, der hinab ins Bergell führte, nicht entfernt wie in einem Traum, sondern nahe und wirklich.

In diesem Halbschlaf sah ich meine Mutter bei mir im Zigeunerlager, wie sie neben mir saß, wie sie es tat, wenn ich krank war. Sie legte die Arme um mich und tröstete mich, indem sie sagte, dass ich auch den Typhus überstehen und nichts mir geschehen würde.

Am nächsten Tag, überzeugt von der richtigen Diagnose, stimmte ich der polnischen Ärztin zu, die mich behandelte, und ließ mich freiwillig in den Typhusblock verlegen. Dort lag ich weiter benommen und schwindelig, was jede Bewegung unmöglich machte, aber in völliger Ruhe, in der Überzeugung, dass mir nichts Böses geschehen könne. Diese Sicherheit verließ mich nicht und machte die Zeit meiner Krankheit erträglich. Nur einmal, als ich nach einer Woche einen Herzanfall hatte, verspürte ich Angst.

Trotz meiner Ruhe war der Aufenthalt im Typhusblock schmerzvoll genug wegen der Ereignisse im Block. Eine meiner Kolleginnen neben mir litt an einer schlimmen Enzephalitis, die andere hatte als Komplikation Typhus. Besonders schmerzvoll war der entsetzliche Durst. Das Wasser war infiziert und untrinkbar; hin und wieder gab es ein wenig Tee, aber niemals genug, um den Durst auch nur ansatzweise zu stillen. Ich musste all meine Selbstbeherrschung aufbringen, um nicht das schmutzige Wasser zu trinken. Das war das Schlimmste. Danach kam das Essen. Die Nahrung der Patienten bestand wie die der anderen Häftlinge aus einem halben Pfund Kriegsbrot (Kommisbrot), zwei Dritteln Unze Margarine und einer Schüssel Rübensuppe. Manchmal erhielten die Schwerkranke, besonders diejenigen mit Durchfall, ein wenig Weißbrot ohne Margarine und einen halben Liter Graupensuppe.

Ich sehnte mich nach anderen Dingen, nach frischen Früchten, Salat, Spinat (den ich immer verabscheut hatte), nach Süßem, nach Zucker, nach einem Pudding mit Fruchtsaft, und es erschien mir unmöglich, das trockene Brot und die fade Suppe hinunterzubekommen. Schließlich begriff ich, dass ich essen musste, wenn ich nicht verhungern wollte. In diesem Ort würde es keine Möglichkeit geben, das Nichtessen jetzt nachzuholen. Täglich redete ich mir mit aller Willenskraft ein: „Du musst das Zeug essen, wenn du nicht verhungern willst.“ So aß ich, und dies bewahrte mich wenigstens für diese Zeit vor einer akuten Erschöpfung durch Nahrungs mangel. Dennoch litt ich später während der Genesung an einem übermäßigen Hunger; und dieser übermäßige Hunger, der Schwindel und die Kopfschmerzen waren die Symptome, die am längsten nach der akuten Erkrankung anhielten und am quälendsten waren.

Betrachtet man meinen Typhus als Krankheitserfahrung, so scheinen mir drei Dinge wesentlich:

1. Der Unglaube an die Diagnose, die ich nicht akzeptieren konnte.
2. Die bessere Entspannung, sobald die Krankheit ohne Angst angenommen wurde.
3. Der Wille, alles zu tun, um sie zu überstehen.

Quelle: *Journal of the American Medical Women's Association* 7 (1952), S. 102-103.